

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Fish, Stanley
Das Recht möchte formal sein

Essays

Herausgegeben und eingeleitet von Heinz Bude und Michael Dellwing Aus dem
Amerikanischen von Klaus Binder

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2008
978-3-518-29608-0

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2008

Der amerikanische Literaturwissenschaftler Stanley Fish gilt wegen seines antifundamentalistischen Pragmatismus als *enfant terrible* der akademischen Welt. Zugleich ist er aber ein bedeutender Essayist in bester angelsächsischer Tradition, der in Deutschland noch zu entdecken ist. Der Band versammelt eine Auswahl seiner Essays, die von den frühen Arbeiten zur Literaturtheorie und Sprachphilosophie bis zu den späteren über das Recht, die Rechtsinterpretation und den Rechtspositivismus reicht. Fish provoziert. Sein Werk ist kein Plädoyer für eine bestimmte rechtliche Ordnung und auch keines für eine Befreiung von dieser, sondern die Beschreibung einer Welt, in der Rhetorik, Verschleierung und Improvisation vorherrschen.

Stanley Fish ist emeritierter Dekan des College of Liberal Arts and Sciences der University of Illinois in Chicago, Davidson-Kahn Distinguished University Professor of Humanities and Law an der Florida International University in Miami und regelmäßiger Kolumnist der *New York Times*.

Heinz Bude ist Professor für Makrosoziologie an der Universität Kassel. Zuletzt erschien: *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«* (stw 1819, zusammen mit Andreas Willisch).

Michael Dellwing ist Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Makrosoziologie der Universität Kassel.

Stanley Fish
Das Recht möchte formal sein

Essays

Herausgegeben und eingeleitet
von Heinz Bude
und Michael Dellwing
Aus dem Amerikanischen
von Klaus Binder u. a.

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2008

Erste Auflage 2011

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29608-0

Inhalt

Heinz Bude, Michael Dellwing

Die improvisierte Welt: Es ist, was es ist	7
--	---

Stanley Fish Essays

1. Gibt es einen Text in diesem Kurs?	35
2. Kein Wert ohne Voreingenommenheit: Argumente gegen anonyme Einsendungen	53
3. Konsequenzen	75
4. Das Recht möchte formal sein	112
5. Gewalt	171
6. Beinahe Pragmatismus: die Rechtslehren von Richard Posner, Richard Rorty und Ronald Dworkin	198
7. Modischer Multikulturalismus	244

Stanley Fish Nachwort

Praxis ohne Theorie: Eine Rückschau	271
---	-----

Nachweise	279
-----------------	-----

Heinz Bude, Michael Dellwing

Die improvisierte Welt: Es ist, was es ist¹

¹ Sofern nicht anders gekennzeichnet, stammen alle Übersetzungen in dieser Einleitung von H.B. und M.D.

Stanley Fish provoziert. Er ist einer der Wortführer einer Weltsicht, in der nur Rhetorik und Überzeugung hervorbringen, was wie Ordnung aussieht. Diese, und Gewalt: Die Gewalt nämlich, die daraus entsteht, sich überzeugen zu *lassen*. Recht, Prinzipien, Moral – all das sind Spiele, in denen die Seite gewinnt, die eine überzeugende Story zu erzählen vermag, die in einer Situation eine Aushandlung gewinnt, einen Definitionssieg, der niemals auf abstrakte Faktoren hinter ihm zurückzuführen ist. Nicht Normen, Regeln, Strukturen, Macht, Herrschaft, Eigenschaften, Werte, Einstellungen oder sonstige der tausend Kandidaten für »Faktoren« sind Ziel der Fish'schen Perspektive, sondern die offene, unordentliche Welt der Alltagspraxis, die mit unterstellten Determinanten nicht einzuholen ist. Fish zeigt uns damit, wie gemauschelt, zusammengewürfelt und improvisiert unsere Welt ist, betont Unordentlichkeiten und Situationalitäten. Der Punkt des Fish'schen Alltagspragmatismus besteht allerdings darin, die Existenz organisierender Prinzipien erst zu verneinen, dann als Performativitäten zurückzuholen, um zu erklären, dass alles, was wir immer schon »ordentlich« gemacht haben, das Ergebnis von Mauschelei war, dass das aber wunderbar funktioniert: Nicht nur ist die ermauschte Welt kein Problem, diese Erkenntnis ändert auch nichts an ihr. Fishs Werk ist kein Plädoyer für Ordnung und auch keines für eine Befreiung von Ordnung. Es ist nur eine Feststellung, wie dieses Spiel funktioniert, das hochkomplex und mühelos zugleich ist. *Doing what comes naturally* (1989) lautet die Formel, die zum Ausdruck bringt, wie normal und unalarmierend eine gemauschte Welt doch ist.

I. Ordnungen und Mauscheleien

Der Variante des Neopragmatismus, die Stanley Fish und auch Richard Rorty vertreten, liegt die tiefe Abneigung gegen die ernsthafte Suche nach Abstraktionen und Verankerungen und gegen die Auffassung der Rolle des Wissenschaftlers als privilegierter Produzent von Aussagen über dieselben zugrunde. Das Grundprinzip dieses fundierungskritischen Denkens besteht darin, keiner abstrakten

Vorgabe einen »leitenden« Charakter zuzugestehen, den zu erkennen Aufgabe der Wissenschaft wäre. Fish wendet das in seinem Frühwerk (1980, 35 in diesem Band) auf den (zu interpretierenden) *Text*, aber auch auf den Leser an – Interpretationsgemeinschaften sollten Bedeutung in einen Interaktionsprozess überführen, der nirgendwo auf verankernden oder bestimmenden »Faktoren« aufruhrt und der immerzu auf Situationen und Kontexte bezogen bleibt, wodurch die Ergebnisse eines Prozesses keinen leitenden Charakter für spätere beinhalten, sondern lediglich einen Pool von Argumentationen reproduzieren, die für die nächste Instanz jedoch auch wieder verändert werden können. Sie mögen Zielpunkt für Aufeinanderbezogenheit sein; *wie* sich jedoch bezogen wird, das bleibt eine immer wieder neue lokale Aneignungs- und Aushandlungsangelegenheit; die Aushandlung eines Symbols zieht dabei unweigerlich auch umliegende Symbole in die Aushandlung mit hinein (Dellwing 2009). Später weitert Fish das konsequent auf das Recht (1989, 1994, in diesem Band: 112, 171, 198), auf Theorie (1989, in diesem Band: 75, 271) und dann auf »Prinzipien« (1999) aus: »Es ist ganz einfach nicht möglich, auch nur an eine Begrenzung (oder an Recht oder an ein Prinzip) zu denken, ohne bereits einen praktischen Kontext anzunehmen, in bezug zu dem diese erst verständlich ist. Wenn etwas als so genannte äußere oder unabhängige Begrenzung herangezogen wird, wird tatsächlich die interessierte Agenda eines Projekts herangezogen, das bereits etabliert ist« (1989: 13). Das beinhaltet den Text des Rechts, die Rechtsentscheidungen und Präzedenzfälle und frühere Textinterpretationen: Ein Publikum mag Bezugnahme zu dieser Geschichte erwarten, aber wie diese aussieht, bleibt der kreativen Handlung in der neuen, »frischen« Situation überlassen (1989: 505, in diesem Band: 174), »weil wir uns in einer Welt befinden, die keine transzendenten Wahrheiten und keine wasserdichten Logiken besitzt (auch wenn die in einem Raum existieren mögen, der uns verschlossen bleibt), müssen wir zurechtkommen mit einem Koffer, der vollgestopft ist mit Metaphern, Analogien, Daumenregeln, inspirierenden Phrasen, Zaubersprüchen und windigen »Gründen«, die den Dialog am Laufen halten und uns zu temporären, jederzeit revidierbaren Abschlüssen verhelfen« (1994: 218; in diesem Band 202).

Es ist das pragmatistische Projekt, die ernsthafte Suche nach Abstraktionen, die jenseits von Situationen diese »dünn« oder all-

gemein »begrenzen«, und den Glauben daran, »dass solche Diskurse (in der Form von Statuten) als Begrenzungen interpretativer Begehrlichkeiten dienen können, da sie allgemein und nicht lokal sind« (1989: 9), als Absurdität zu markieren. Das Projekt ist »die Leugnung der Existenz unabhängiger Begrenzungen (was ein- und dasselbe ist mit der Leugnung der Existenz wörtlicher Bedeutungen)« (12) zugunsten der praktischen, konkreten, »dicht besiedelten« Welt, in der Begrenzungen lokale, interpretativ-kreative und damit immer auch wieder neu aushandelbare und überwindbare Erfindungen sind.

Als solche Erfindungen sind sie nicht in letzten Geltungsgründen bestimmbar, und der Wissenschaftler ist nicht privilegiert in ihrer Findung. Wie auch die auf die Chicagoe Schule sich beziehenden Soziologien ist der Fish'sche Neopragmatismus eine Wissenschaft gegen den Elfenbeinturm, gegen eine Verpflichtung gegenüber einer »Wahrheit« oder einem »Wissen«. Fishs Projekt ist, wiederum konsequent, »Theorie zu einer Praxis zu degradieren, die sich von allen anderen Praktiken nicht unterscheidet« (1989: 26), und damit einhergehend die »Degradierung« aller Abstraktionen zu Werkzeugen, die in Situationen offen und fluktuierend verwendet werden können und von Teilnehmern mit oder ohne wissenschaftlichem Wissen auch offen und fluktuierend verwendet werden. Sie sind rhetorische Leistungen zur Erklärung und »Fixierung« von Situationen (Shalin 1986), wenn eine solche Fixierung geleistet werden muss, und können wieder verändert werden, wenn in der nächsten Situation andere Fixierungen andere Leistungen erbringen. Sie sind Rhetoriken, die sozialen »Druck« ausüben, und »sie in einem Moment zu verwenden, weil man sie benötigt, verpflichtet niemanden zu irgendetwas im nächsten Moment. Nachdem man von ihnen erhalten hat, was man wollte, kann man sie einfach wieder ins Regal zurückstellen« (Fish 2000: 421).

Das ist Dynamit. Nicht nur ist das ein Angriff auf das Selbstverständnis der Wissenschaft, es ist zugleich, wenn es auf die Vokabularien von Recht, Moral und Prinzipien angewandt wird, ein Angriff auf die Vorderbühnenvokabularien der liberaldemokratischen Gesellschaft. Das Projekt beinhaltet den systematischen Disrespekt gegenüber seriösen Präsentationen von Objektivität, Neutralität, Ordentlichkeit, Strukturiertheit und allen anderen Abstrakta, die als jenseits der Situation und jenseits der Handlung gedacht wer-

den. Hiermit wird das zentrale Element des normativen Selbstverständnisses bürgerlicher Gegenwartsgesellschaften attackiert, nämlich die mit Verve vertretene Vorstellung der Gleichheit *vor dem Recht* durch Entpersönlichung und Formalisierung von Entscheidungen. Wer sagt, dass es keine formalen Folgen gibt, nur *formalisierte*, und dass Formalisierung immer in Situationen emergiert und damit als kontextuelle menschliche Handlung unüberwindbar hochvariabel bleibt, legt ad acta, was wir alle zu glauben scheinen.

Damit wohnt dieser Perspektive zunächst scheinbar ein »entlarvendes« Moment inne, das bei kritischen Thematisierungen normalerweise den Kern der Argumentation darstellt; zugleich wohnt ihr ein dekonstruktives postmodern-plurales Element inne. Während der Fish'sche Neopragmatismus durchaus Anschlusspunkte zu beiden Perspektiven herzustellen in der Lage ist, grenzt er sich dennoch von beiden ab. Der Entlarvungsduktus wird von Fish mehrfach und nachdrücklich als Absurdität behandelt und als parallele Abstraktion mit verworfen; die plurale Offenheit der Postmoderne wird demgegenüber als blind gegenüber der Notwendigkeit von Vorderbühnenpräsentationen von Ordnung und Abstraktionen gesehen, was Fish als unmögliche Radikalisierung der fundierungskritischen Argumentation ansieht. Während die ordnungskritischen Teile der Fish'schen Argumentation für »klassische« Perspektiven empörend sein müssen, ist seine lockere Akzeptanz der praktisch erfolgenden Schließungen und Objektivierungen umgekehrt für kritische Stimmen inakzeptabel (vgl. die harte, wütende Kritik von Eagleton 2000). Somit ist diese zunächst als Angriff auf die Vorderbühnenpräsentation der liberaldemokratischen Gesellschaft lesbare Perspektive letztlich kein solcher Angriff: Die harte Kritik Eagletons zielt gerade auf den unterstellten Effekt ab, dass Fish die gegenwärtige Gesellschaft über die Erkenntnis des Mauschelcharakters ihrer scheinbar klaren Ordnung dezidiert verteidigt. Dass die klaren Begrenzungen keine sind, dass Rechtsentscheidungen Improvisationen darstellen, dass Prinzipien Spielzeuge sind, ist gerade keine Diagnose der »Verderbtheit« oder der »Korruption« dieser Ordnung. Sie sind vielmehr ihre konstituierenden Elemente, *nur* so funktioniert jede Ordnung, ob rechtlich, moralisch oder wissenschaftlich: Fish möchte zeigen, wie tiefsinnig und hochkompetent die Teilnehmer sind, die diese wundersame Leistung des »normalen Alltags« (Goffman 1974) alltäglich immer wieder gemeinsam er-

bringen, und wie »natürlich« und »selbstverständlich« diese hochkomplexen Leistungen sind. In Fishs Worten: Diese wundersame Leistung liegt ganz einfach im *Doing What Comes Naturally* (1989), darin »zu tun, was einem grade in den Kopf kommt«, um die offene Situation zu meistern. Das »Meistern« besteht dabei darin, andere in diese Leistung einzubinden und in die Lage zu kommen, »gemeinsames Handeln« bewerkstelligen zu können (Blumer 1969). Und dieses Mauseln funktioniert einwandfrei.²

II. Die Ordnung aber bleibt

Es geht Fish nicht darum, diese Abstraktionen als »Fassaden« zu entlarven, die vor »Interessen«, »Macht«, »Herrschaftsstrukturen«, »diskursiven Praktiken« oder sonstigen alternativen, neuen festen Erklärungen aufgebaut werden. Die Ordnung ist ermauschelt und hat keine festen Erklärungen irgendeiner Art; jedem kritischen Impetus, aus sich heraus eine Rekonstruktion der Welt folgen zu lassen, widersteht Fish dezidiert. Die Darstellung der ermauschten Ordnungen soll kein erster Schritt zur »Neuordnung«, zur »Überwindung der Fassade« oder gar der Überwindung dieser Mauschelei sein. Als Perspektive, die gerade offene und kreative Unordnung betont, die im Kern jeder Ordnung steckt, belächelt der Pragmatismus solche Hoffnungen. Die Feststellung, dass die Welt ermauschelt ist, geschieht nicht im Versuch der Empörungsgeneration. Es ist vielmehr die fast fröhliche Feststellung, dass in alltäglichen praktischen Bemühungen mehr Kritik enthalten ist, als die kritischen Kritiker sich vorstellen können.

Seine Fundierungskritik ist damit keine postmoderne in der amerikanisch durchsetzten Verwendung des Begriffs, wie Fish ihn gebraucht: Wenn Fish von postmodernen Fundierungskritikern spricht, meint er die Denkrichtung, die das fundierungskritische Argument zur Kritik an bestehenden Fundamenten verwendet (»Hoffnung auf die antifundamentalistische Theorie« oder »Theorieangst«; in diesem Band 85f.). Nicht nur ist diese Schlussfolgerung oberflächlich: Wenn es keine Fundamente und Anker gibt,

2 Eine ähnliche Argumentation des »muddling through« wird z. B. in der Politikwissenschaft von Charles Lindblom vertreten: Situative Konstruktionen durchziehen die Politik, die damit ebenso nicht als »prinzipiengeleitet« gesehen wird.

führt diese Erkenntnis auch nicht zur Kritik an ihnen. Wohin sollte eine solche Kritik sich orientieren, an welchen Anker ausrichten, wenn nicht an der Idee, dass die bestehenden Anker schlecht seien, was neue Anker benötigt, um gesagt werden zu können? Hieraus ergibt sich direkt die Argumentation, die die ermauschten Formalismen als grundlegend für die Ordnungen sieht, wodurch die so ermauschten Ordnungen verteidigt werden.

Antiformalismus ist keine Aufforderung, ohne Formalismen auszukommen oder eine Entlarvung, dass es sie alle nicht gäbe und man sie daher auch hinter sich lassen könnte. Das wäre naiv. Handlung geht untrennbar einher mit einer lokalen, situativen Behauptung von Fundierung: Jede Handlung trägt ein stures »Das-ist-so« in sich, auch wenn es in der Situation erfunden und improvisiert ist. »Das-ist-so« als lokale, praktische, fluktuierende, wechselnde *Redeweise* (Goffman 2005) und damit einhergehend »Handlungsweisen« des »Das-ist-so« müssen in sozialen Situationen unvermeidlich behauptet werden und werden sogar unvermeidlich behauptet – i. e., die hier gemachte Aussage ist keine Aufforderung, der auch nicht nachgekommen werden könnte –, damit in Situationen *begründet* werden kann. Aussagen sind Aussagen, Versprechen sind Versprechen, Lügen sind Lügen. »Anything goes? Nein, alles, was man zum Laufen bringen kann, geht« (Fish 2000: 432). Gerechtfertigt ist, was erfolgreich gerechtfertigt wird, begründet ist, was begründet wird, und Begründungen sind damit in keiner abstrakteren Art und Weise die *Gründe* für die Behauptungen.³ Nach Gründen im abstrakten Sinne sucht eine pragmatistisch-alltagssoziologische Perspektive nicht (vgl. Dellwing 2011), höchstens danach, wie in konkreten Situationen begründet wird. »Das ist die Lektion, die der Pragmatismus unterrichtet: dass wir in einer rhetorischen Welt leben, in der Argumente und Beweise immer erhältlich sind, aber immer auch herausgefordert werden können, und dass die Ressourcen dieser Welt für die meisten Probleme ausreichen. Das ist eine Lektion, die weder Verzweiflung noch Inspiration hervorrufen sollte. Sie sagt uns nicht genau, wie wir

3 Das klingt teils wie ein Weg zu Habermas; Neopragmatisten bestehen jedoch darauf, dass es das nicht ist. Habermas' Thematisierung fehlt, so Shalin, die »pragmatist sensitivity for contingency and chaos« (1986: 236), indem dort diese Offenheit immer wieder in breitere Rahmen eingeführt und in ihnen stabilisiert werden soll. Diese Stabilisierung wird hier abgelehnt.

irgendetwas tun sollten (sie liefert keine Methode), aber sie versichert uns, dass es unter normalen Umständen immer etwas gibt, was man tun kann« (Fish 2000: 432).

Und an diesem doppelten Punkt wird die Welt, wie sie durch die Fish'sche fundierungskritische Linse gesehen wird, zu dem, was sie schon zuvor war und die von Kritikern befürchtete Destruktion der Sicherheiten und Abgleiten in die verantwortungslose Beliebigkeit wird abgewendet (1989: 323): »nichts ist willkürlich, wenn wir unter willkürlich etwas verstehen, was unbegrenzt und verantwortungslos sein Unwesen treibt« (1984: 700). Abstrakte, feste Ordnung gibt es nicht, aber lokale Ordnung wird dennoch immer wieder geleistet, aber eben auf eine flüchtige Art, die sicherstellt, dass diese Ordnung in der nächsten Situation immer auch wieder kassiert werden kann, dann jedoch immer zugunsten einer anderen Ordnungsleistung; »Das-ist-so« kann nur gegen ein anderes »Das-ist-so« eingetauscht werden. Die Abstraktionen, so ermauscht sie sind, sind die Legitimationsvokabularien der Welt, die, da sie auf »So-ist-es«-Dramatisierungen niemals verzichten kann, unvermeidlich bleiben.⁴ Als solch lokale Leistungen sind sie so solide, wie sie immer waren – aber eben nur in der Situation und nicht darüber hinaus, was ihre abstrakte Bestimmung jenseits dieser Situationen zu weltfremden Denkübungen macht. Alles, was Fishs Perspektive verändert, ist, dass sie »neue Argumente« bereitlegt, mit denen wir darüber reden können, wie wir zu unseren Fundierungen kommen: Die alltagspraktische, lokale Verwendung von Fundierungen berührt diese Perspektive nicht. Aus diesem und nur diesem Grund verwahrt Fish – wie auch Erving Goffman (Lofland 1984: 11, Dellwing 2010a: 533) – sich dagegen, unter dem pragmatistischen Gattungsnamen subsumiert zu werden: Als »Verfechter des Pragmatismus« möchte er nicht gelten, denn »die meisten Ver-

4 An diesem Punkt gehen Rortys und Fishs Versionen des Alltagspragmatismus auseinander. Hofft Rorty noch auf »ironische Liberale«, die aus der Erkenntnis ermauschelter Rechtfertigungen lernen, ihre eigenen nicht mehr so ernst zu nehmen, bemerkt Fish, dass das im Alltag nicht nur unmöglich, sondern auch undenkbar ist. Wenn ein Standpunkt vertreten werden soll, funktioniert das nicht mit dem Rorty'schen »Wie wäre es?«, sondern nur mit dem »So-ist-es, und hier sind die Gründe«. Rorty meint, die volle Distanz mögen nur Akademiker erreichen können, und in der Tat ist es eine Konsequenz des akademischen Pragmatismus, öffentlichen Verlautbarungen des »So-ist-es« grundsätzlich mit blasiertem Grinsen begegnen zu können.

fechter des Pragmatismus (von denen ich nie einer war) sind der Meinung, aus der pragmatistischen Argumentationsweise müsse etwas folgen« (1994: 215, in diesem Band: 220). Seine Abneigung gegen ordentliche und strukturierende Theoretisierung geht einher mit einer Abneigung dagegen, diese Denktradition wieder in eine Ordnung überführen zu wollen, in eine Anleitung, *was zu tun* sei (und wie).

Fish thematisiert daher das »Ende des Formalismus« (1989: 1 ff.) als Rekonstitution desselben. Er hält daran fest, dass am Ende des Formalismus der Formalismus steht, nur rekonzeptionalisiert als Vorderbühnen-Ordnungsvokabular, das keine Entscheidungen »leitet«, aber die reale, unübersichtliche und unordentliche Welt in ihrer Präsentation formalisiert, *weil über sie kommuniziert werden muss*. Dass dies funktioniert, liegt daran, wie es in der Situation zum Funktionieren gebracht wird, und das ist ein Spiel von Zulassen und Widerstehen, von Nachgeben und nachdrücklich Werden, von Akzeptieren und Ablehnen, von Konflikte machen und vermeiden. Diese Züge des Ziehens und Drückens stehen in einer unüberwindlichen Situationalität, in der die Anker und Ordnungen, die die Postmoderne angreift, nicht abgeschafft, sondern situationalisiert werden. Wie Gary Alan Fine in Rekurs auf Charles Edgley feststellt: »Dramatistische Absätze leugnen Ordnung nicht; sie machen sie vielmehr »vollkommen situational«« (Fine 2010: 358) und damit eben ermauschelt und improvisiert, aber darin so fest und begrenzend, wie Ordnung immer war – nur dass diese Begrenzungen nun ins konkrete Spiel zwischen konkreten Personen, in deren Interaktion, verlagert wird, denen zugestanden wird, dass sie Abstrakta zur Untermauerung ihrer Handlungen verwenden (und in ihren Handlungen unausgesprochen mitführen), aber ohne dass der Pragmatist diese Abstrakta als wahre Folien wissenschaftlich suchen würde. Es ist diese Wissenschaftsaktivität, die Pragmatisten für naiv halten, zumindest, sobald Menschen beteiligt sind, die definierend handeln (Prus 1997): Es gibt, wie auch Mead bemerkt hatte, kein Jenseits der »ongoing activity«.

III. Eine Soziologie mit ermauschelten Grundbegriffen

Die Soziologie ist in allen oben geleisteten Ausführungen bereits präsent: Fish ist in vielerlei Hinsicht der soziologischste unter den gegenüber der Soziologie »fachfremden« Neopragmatisten. Nun ist Unordentlichkeit und Unstrukturiertheit, die Uneinholbarkeit der praktisch-situationalen Welt von Strukturen, Systemen und Makroerklärungen aller Art, in der Soziologie keine neue Strömung, jedenfalls nicht für die breiten und verästelten Strömungen hermeneutischer, interpretativer, konstruktionistischer, interaktionistischer oder ethnomethodologischer Ansätze.⁵ Unter anderem durch die Verbreitung dieser Ansätze ist es in weiten Teilen der Soziologie Usus geworden, von Unordentlichkeit zu reden: Schon Anfang der neunziger Jahre schreibt Hans-Georg Soeffner, es gehöre »fast schon zum guten Ton gegenwärtiger soziologischer Abhandlungen, davon zu sprechen, daß wir in einer komplexen, diffusen, flüchtigen, wenig strukturierten, im Großen wie im Kleinen »unübersichtlichen« Welt leben« (1992: 106 f.). Das kann aber vieles heißen und führt häufig zur die Ordnung komplexer denkenden, letztlich an ihr aber festhaltenden Feststellung von »Wertepluralismus« oder »Normpluralismus«, von überlappenden und pluralisierten Ordnungen, von unüberschaubaren Wechselwirkungen, in denen die Ordnung als vorhanden, aber nicht letztlich darstell- oder erfassbar rekonzeptionalisiert wird. Perspektiven dieser Art können die Auflösung fester Rahmen nur in der Pluralisierung von immer komplexer werdenden *Rahmen* denken.⁶

Pragmatistische Thematisierungen lassen solche Abstraktionen zugunsten einer grundsätzlicheren Abstraktionsskepsis hinter sich. Besonders dramaturgische Perspektiven verfechten eine situativ geleistete, unstrukturierte Welt, die ihre Begründungen und

5 Patricia und Peter Adler und Andrea Fontana schlagen vor, für diese Strömungen den Begriff »Alltagssoziologie« zu verwenden (1987); unabhängig vom Namen sind diese Perspektiven in den letzten Jahren und Jahrzehnten zusammengefloßen. Die *Society for the Study of Symbolic Interaction* ist mittlerweile selbstverständliche Heimat für Interaktionisten, Ethnomethodologen und interpretative Soziologen jeder Art.

6 So erklärt Bourdieu in seiner konstruktionistischen, aber zugleich auch äußerst ordnungsverliebten Soziologie seine hochkomplexe Systematisierung durch die »Komplexität der Welt« (1992: 154). Der Unterschied zur Theorie Luhmanns besteht darin, dass Bourdieu normative Abstrakta sucht, Luhmann aber kognitive.

Strukturierungen im Flug erhält (Matt 2001: 164). Betont wird auch hier das offene Handeln in Situationen, deren Fixierungen ermauschelt und improvisiert werden.⁷ Das findet sich besonders in Goffmans tiefgründiger Analyse der immer wieder hergestellten situativen Normalität, die keinen strikten Vorgaben folgt, sondern eine durch und durch dramatisierte Leistung ist (Goffman 1974, Dellwing 2010a) und in Scotts und Lymans daran anschließender Thematisierung »praktischer Erklärungen« (1989) in einer von Moment zu Moment »gebauten« Welt. In der neueren Literatur ist das vor allem die Position von Dmitri Shalin, der eine »Sensibilität für Kontingenz und Chaos« annimmt, im Rahmen des »bekannten pragmatistischen Widerstrebens dagegen, ein reiches Phänomen zur festen Kategorie zu reduzieren« (1986: 21). In der Situation wird spontan, kreativ und improvisiert *gehandelt*, und da immer gehandelt wird, bemerkte schon Dewey, ist die Frage nach den »Gründen von Handeln« absurd (1922: 119). Nach Gründen wird gefragt, wenn etwas aus der Reihe fällt, wenn Begründungs- und Strukturierungsdruck besteht, wenn also Brüche in Interaktionen aufkommen (Scott/Lyman 1989, Stokes/Hewitt 1976, Goffman 1974) und Herausforderungen, wenn »Prüfungen« (Boltanski/Thévenot 2007), Denormalisierungen und »Deviantisierungen« (Schur 1980) vorgenommen werden. Auch das ist eine situierte Interpretation und eine situative Sinnleistung in Interaktionen, um das als herausgefallen Interpretierte wieder einzuordnen, was in dicht besiedelten Situationen mit anderen gemeinsam geschehen muss. Menschen »gehen ihren Alltagsaktivitäten in einer Welt nach, die sie nicht alleine bestimmen können« (Prus 1999: 9-10). Das operative Wort ist selbstverständlich »*alleine*«: Die Realität *können sie* »bestimmen«, aber nur *gemeinsam*.

Betätigen sich die so einbezogenen Teilnehmer im Feld in der Begründungssuche, haben Prozesssoziologen das »Quasi-Theoretisierungen« genannt (Hewitt/Hall 1973), Versuche, ein unstrukturiertes Handeln zum Verständnis desselben (und zur Herstellung der Möglichkeit des »Weitergehens«) in feste Rahmen zu pressen. Bei starker Einbeziehung und fehlender prinzipieller Trennung

7 Allerdings gibt es auch eine Richtung der transzendentaltheoretisch gerahmten Ethnomethodologie, die auf letzte methodische Prinzipien des Alltags abzielt. Diese Linie lässt sich etwa bei Luckmanns Konzept der Rekonstruktion kommunikativer Gattungen verfolgen.

zwischen Alltag und Wissenschaft sind wissenschaftliche Theoretisierungen von Quasi-Theoretisierungen dann nur durch die dem Absender zugeschriebene Autorität unterscheidbar, nicht etwa durch die höhere Validität »wissenschaftlicher Methoden« oder »ernsthafter Analysen«. Die Alltagssoziologie leitet aus dem Symmetrieprinzip ab, dass den Teilnehmern eine weitreichende Autorität zur Definition ihrer eigenen Situationen zugesprochen werden muss. Wer also im eben beschriebenen »Gemeinsam« involviert ist, das ist – wieder – eine situationale Frage. Das soziologische »Wir« ist in viele »Unter-Wirs« aufgeteilt, die ihrerseits jedoch wieder im Wechselspiel mit den Teilnehmern stehen, die zu beschreiben sind. Einige Schulen beziehen diese stärker ein, andere weniger, und die Alltagssoziologie leitet aus ihrer Grundeinstellung, die Wissenschaft von Alltag nicht prinzipiell zu trennen, eine durchweg starke Einbeziehung ab. Nachi nennt das »Symmetrieprinzip« (2006: 75), und Shalin sekundiert, Pragmatisten »verwischen absichtlich [...] die Grenze zwischen wissenschaftlichem und Alltagswissen« (1986: 8).

Auch die soziologische Suche nach Werten, Normen, Prinzipien, Eigenschaften, Einstellungen, Machtstrukturen, Herrschaftsordnungen etc. sind daher Quasi-Theoretisierungen ohne Speziesdifferenz zu den Alltagserklärungen der Teilnehmer. Sie sind in diesem Alltag weder intersituational stabil, noch finden sie innersituational gleichmäßig Verwendung. Shalin bemerkt daher eine »ambivalence about formal theorizing« unter Pragmatisten (1986: 20): Es gibt keine »festen Einstellungen«, »dominanten Diskurse«, »stabilen Wertorientierungen«, »festen Normen« etc., die Situationen »strukturieren« oder »leiten«, und Shalin folgt Blumer darin, zu bemerken, »Je präziser und eindeutiger Begriffe werden, desto weniger sind sie wert« (21). »Werte«, »Normen« und »Einstellungen« sind für eine so inspirierte Soziologie oberflächliche Stützräder, gefrorene Werkzeuge von in Situationen produzierten Interpretationen, die *verwendet* werden, aber in der nächsten Situation ganz anders produziert und verwendet werden. Oft finden diese Theoretisierungen überhaupt keine Verwendung in der Situation; dann hat der Soziologe ein situationsfremdes Instrumentarium kreiert, das mit der betrachteten Situation nichts mehr zu tun hat, in das die Situation lediglich übersetzt ist. Man redet dann mit seinen Abstraktionen über die Situation, wodurch man eher über seine

Abstraktionen redet als über die in ihnen gefasste Situation. Für Alltagssoziologen gilt das als größte anzunehmende Sünde: Wenn sie *nicht* in der Situation verwendet werden und als Analysevokabular von Wissenschaftlern an Situationen getragen werden, müssen diese Wissenschaftler sich die Frage stellen lassen: Warum diese Anwendung? *Warum* eine Analyse einer Situation als Machtsituation?

So ergibt sich aus dieser Perspektive zunächst eine radikale Prozesssoziologie, die viele Heiligkeiten der Soziologie lässig hinter sich zu lassen scheint. Wäre das Argument an diesem Punkt beendet, wäre der Grund für die Empörungspotenziale dieser Argumentation offensichtlich: Wissenschaftliche Betätigung ist nicht nur dasselbe wie definitorische Betätigung im Alltag (und, da wir immer handeln, wie der *komplette* Alltag), sie ist auch nicht sonderlich gegenüber diesem Alltag privilegiert. Im Gegenteil, eine Abweichung von Alltagsdefinitionen zugunsten abstrakter Theoretisierungen, die in der Situation aber gar nicht auftauchen, wird sogar als ethnografische Sünde betrachtet. Wie Prus hierzu bemerkt: »Es ist wesentlich, dass Forscher (als ›dritte Parteien‹) sehr vorsichtig mit ihren Tendenzen umgehen, Situationen zu definieren und zu objektivieren« (Prus 1999: 153), mit anderen Worten: »Beschreibe etwas nicht als Gewalt, wenn die Teilnehmer es nicht als Gewalt definieren«.

Jedoch ist das Fish'sche Argument, wie oben dargestellt, zwiespältig und am Ende gerade keine Aufforderung zur Abkehr von bestehenden wissenschaftlichen Praktiken, keine Aufforderung, Abstraktionen und Anker hinter sich zu lassen. Wieder ist die radikale Schlussfolgerung der postmodernen Prozesssoziologie (vgl. z. B. Denzin 1992, Denzin/Lincoln 1994) zu weitgehend. »Im Herzen des postmodernen Denkens steht eine extreme, vollständige Skepsis gegenüber und eine Weigerung des Glaubens an die Authentizität des menschlichen Wissens und Handelns. Dementsprechend werden alle Behauptungen von Expertise und Wissen entwertet, oder zumindest für nicht mehr wert gehalten als irgendwelche anderen Geschichten, Narrative, Fiktionen, Mythen und Darstellungen« (Dawson/Prus 1995: 107). Fishs Punkt ist nicht so weitgehend, nicht so destruktiv. Er liefert, wie er immer wieder betont, nur eine neue Beschreibung, wie Anker lokal immer wieder produziert werden, aber keine Entwertung dieser Anker. So hält Fish daran fest, dass diese Form der Arbeit überhaupt nicht